

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 61 (1974)
Heft: 3: Gross oder klein? : Gemässigte oder radikale Rechtschreibreform?

Artikel: Was für die Grossschreibung spricht
Autor: Studer, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-527709>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

inzwischen viele fortsetzungen gefunden. In der Schweiz war es freilich vorerst schwierig, sich dazu zu äussern; denn massgebende zeitungen erklärten, die lästige diskussion sei nun ein für allemal entschieden. Dr. E. Haller erhielt nur von der «schweizer schule» im september 1964 gelegenheit, den standpunkt der minderheit zu vertreten. Später wurden die 55 beispiele, welche die schweizerische kommission gegen die reform zusammengetragen hatte und welche die öffentlichkeit so tief beeindruckten, zergliedert und mit spitzen waffen bekämpft. In den vergangenen jahren hat es sich also erwiesen, dass die diskussion keineswegs für alle zeiten entschieden ist. Denn immer wieder wird das problem neu aufgegriffen. So hat zum beispiel die gratiszeitschrift PRO, die in jede haushaltung der deutschen

Schweiz geliefert wird, schon im mai 1965 eine nummer unter den titel «Die verfluchte deutsche rechtschreibung» gestellt. Die zeitschrift «typis» einer grafischen gewerkschaft ist 1966 zur kleinschreibung übergegangen. Die «schweizer schule» hat im mai 1967 eine ganze sondernummer dem tema «kleinschreibung?» gewidmet, wobei dr. Erwin Haller erneut gegen die «berühmt-berüchtigten 55 beispiele» der schweizerischen ortografiekonferenz stellung bezog. Ebenso zeigt sich in den tageszeitungen eine wachsende bereitschaft, das totgeglaubte tema neu zu diskutieren.

Natürlich gehen die meinungen nach wie vor auseinander, aber im augenblick scheint man das gespräch ohne injurien pflegen zu wollen.

Was für die Grossschreibung spricht

Eduard Studer

Was sich *gegen* unsere Grossschreibung vorbringen lässt, wird Ihnen mein Freund Alfons Müller sagen, und wie ich ihn kenne, wird er es temperamentvoll tun. Mich hat der Vorstand beauftragt, Gründe darzulegen, die *dafür* sprechen. Mein Hauptargument wird in die Vergangenheit zurückgreifen; darum skizziere ich zunächst die Entstehung der Grossschreibung und die Versuche, von ihr wieder loszukommen.

Wie fast alle europäischen Völker benützen wir das lateinische Alphabet. Es kannte bis ins 4. nachchristliche Jahrhundert nur Grossbuchstaben (Kapitale und Unziale). Aus der Unziale entwickelte sich ein zweites lateinisches Alphabet: die Kleinbuchstaben oder Minuskeln.

Im 8. Jahrhundert tauchten die ersten *deutschsprachigen* Texte auf, aufs Pergament gemalt in lateinischer Minuskelschrift. Die früheren Grossbuchstaben verwendeten die Mönche zwar auch noch, aber nur für Initialen am Beginn von Textabschnitten oder Strophen.

Ums Jahr 1000 kam der St.-Galler Mönch Notker III., ein bedeutender althochdeut-

scher Prosaschriftsteller, auf die Idee, jeden neuen Satz mit einem Grossbuchstaben zu beginnen. Indessen verging noch ein halbes Jahrtausend, bis sich dieses Prinzip der «*Initienmajuskel*» völlig durchgesetzt hatte. Durchgesetzt hat es sich schliesslich in allen europäischen Sprachen: man beginnt jeden Satz mit einer Majuskel.

Im *Innern des Satzes* verwendete Notker noch keine Grossbuchstaben. Doch schon bei seinen Mitbrüdern bahnte sich eine zweite Verwendung der Majuskel an: einige begannen, die *Eigennamen* grosszuschreiben. Auch das setzte sich nur langsam durch, griff dann aber im späteren Mittelalter auch bereits über seine Grenzen hinaus, indem Namenszusätze (Konrad der Schenk) oder Titel und Amtsbezeichnungen (König, Graf, Bischof, Bürgermeister) ebenfalls grossgeschrieben wurden. Am Ende des Mittelalters war, im Latein und in den Volkssprachen, annähernd die Entwicklung erreicht, die wir als «gemässigte Kleinschreibung» bezeichnen würden: Majuskeln am Satzanfang und für Eigennamen plus Titel.

Ungefähr so verwendete die Grossbuchsta-

ben auch Luther in seinen frühen Schriften und noch in seinem Neuen Testament von 1522. Nomina sacra wie Gott und Herr schrieb er damals noch klein.

1523 erschien seine Übersetzung des Alten Testaments. Im Vorwort machte er die überraschende Erklärung, er habe das Wort «Herr» auf verschiedene Arten drucken lassen, entweder mit lauter Majuskeln (HERRE) oder nur H und E gross (HErr), je nach der exegetischen Bedeutung. Aber auch andere Wörter, profane, begann er jetzt grosszuschreiben, wenn er sie nämlich betonen wollte. Genesis 1,5 schreibt er z. B. so:

Da scheidet Gott das liecht von finsternis/
vnd nennet das liecht/Tag/vnd die finsternis/
Nacht./

Wie damals (neben der Exegese) gerade der *Nachdruck* Luthers Grossschreibung beeinflusste, zeigt der hübsche Vergleich der in der Bibel vorkommenden Esel, die er kleinschreibt, mit einer Stelle in der Streitschrift «Vom miszbruch der Messen» (1522), wo er einen Gegner als «Esel» tituliert, grossgeschrieben.*

In den nach 1523 rasch aufeinanderfolgenden Neuauflagen seiner Bibel schreibt dann Luther, offenbar einem innern Drang gehorchend, immer mehr Substantive gross, zuerst konkrete wie Hand, Knecht, Schaf, später auch abstrakte wie Ansehen, Gestalt, Sünde. Er scheint also das Prinzip, besonders betonte Dinge grosszuschreiben, fallengelassen und dafür die generelle Substantivmajuskel ins Auge gefasst zu haben. Dieses neue Prinzip machte nach Luthers Tod in Deutschland Schule, wurde allerdings auch bekämpft. Zum gesamtdeutschen Durchbruch verhalf ihm schliesslich der Grammatiker und Dramatiker Gottsched im frühen 18. Jahrhundert. Ein Rückzugsgelände lieferte die Zwingli-Bibel, die fast 300 Jahre unverändert nach der Orthographie von 1536 gesetzt wurde. Erst im Neudruck von 1913/14 holten die Zürcher Pastoren, und nun mit einem Schlag, den orthographischen Rückstand auf.

* Über Luthers Verwendung der Majuskeln in den verschiedenen Lebensabschnitten vgl. die Berner Dissertation von Walter Rudolf Weber, Das Aufkommen der Substantivgrossschreibung im Deutschen, München 1958, S. 28–48. Weber widerlegt die verbreitete Ansicht, Luther habe die Orthographie seinen Druckern anheimgestellt.

Die Angriffe auf die Grossschreibung aller «Hauptwörter» waren freilich nie ganz verstummt. Einigen Widerhall fand aber erst Jacob Grimm. Zwar gab er das Buch, das die neuere Germanistik begründete, nämlich den 1. Band seiner «Deutschen Grammatik» von 1819, noch in der gewohnten Orthographie heraus; doch die 2. Auflage von 1822 erschien in gemässigter Kleinschreibung. Das Studium der altdeutschen und altnordischen Dichtungen hatte ihn zu der Überzeugung geführt, im Mittelalter habe man die Majuskeln sinnvoller verwendet, nämlich bloss für Satzanfänge und Eigennamen. Diesen älteren (und für ihn edleren) Zustand strebte er seit 1822 wieder an und liess von nun an alle seine Werke, auch das gemeinsam mit seinem Bruder begonnene «Deutsche Wörterbuch», in gemässiger Kleinschreibung drucken. Ihm schlossen sich die Berliner Philologen Karl Lachmann, Moritz Haupt und Karl Müllenhoff an. Moritz Haupt als Begründer des ältesten noch existierenden Fachorgans liess seit 1841 auch die Zeitschrift für deutsches Altertum in gemässiger Kleinschreibung setzen, ebenso Julius Zacher die 1869 gegründete Zeitschrift für deutsche Philologie; 1874 folgten die Junggrammatiker Hermann Paul und Wilhelm Braune mit *ihrer* Zeitschrift dem Beispiel. Damals schien es, als setze sich die gemässigte Kleinschreibung wenigstens in der germanistischen Fachliteratur durch.

Die Bewegung blieb jedoch seit 1900 stecken. Schon Jacob Grimms engster Vertrauter, sein Bruder Wilhelm, hatte nicht mitgemacht: die hauptsächlich von Wilhelm Grimm betreuten Kinder- und Hausmärchen waren nie in Kleinschreibung erschienen, auch Wilhelms eigene Bücher nicht. Unter den Junggrammatikern versagten sich Eduard Sievers, Friedrich Kluge und Wilhelm Streitberg; selbst Hermann Paul kehrte im «Grundriss der germanischen Philologie» und in seiner fünfbandigen «Deutschen Grammatik» zu den Substantivmajuskeln zurück. Zwischen 1926 und 1938 gaben auch die drei erwähnten Zeitschriften die gemässigte Kleinschreibung auf.

In der Öffentlichkeit hatte die von Jacob Grimm ausgehende Bewegung im 19. Jahrhundert so gut wie kein Echo geweckt, nicht einmal unter der Lehrerschaft. An den Or-

thographiekonferenzen von 1976 und 1901 standen andere Reformen im Vordergrund. Nach dem 1. Weltkrieg und besonders nach 1945 meldete sich die Schule aber resolut zum Wort, und die Gross- und Kleinschreibung wurde nun zum Streitobjekt Nummer 1.

Als vor zwei Jahrzehnten der Ruf nach der Kleinschreibung vernehmlicher wurde und die Massenmedien das Thema aufgriffen, setzte in der Bundesrepublik die Ständige Konferenz der Kultusminister einen «Arbeitskreis für Rechtschreiberegulung» ein. Diese Experten tagten zwei Jahre lang und erörterten auch andere Probleme wie die Interpunktion, die Silbentrennung und die Eindeutschung der Fremdwörter. 1959 traten sie in Wiesbaden mit sechs Reformvorschlägen an die Öffentlichkeit. Der erste Vorschlag lautete:

«Die Grossschreibung der Hauptwörter soll durch die gemässigte Kleinschreibung ersetzt werden. Danach werden künftig nur noch gross geschrieben: die Satzanfänge, die Eigennamen einschliesslich der Namen Gottes, die Anrede für Wörter und gewisse fachsprachliche Abkürzungen wie H₂O.»

Nun waren auch Österreich und die Schweiz auf den Plan gerufen; man hatte von Deutschland aus zu verstehen gegeben, man werde eine allfällige Reform nur mit Zustimmung der zwei Nachbarländer durchführen. Die Österreichische Expertenkonferenz ergab 1961 an der Schlussabstimmung 10 Stimmen für und 10 Stimmen gegen die Einführung der gemässigten Kleinschreibung. Zwei Experten hatten zwar für Grossschreibung votiert, aber unter der Bedingung, dass sie vereinfacht werde; diese beiden Stimmen wurden nicht mitgezählt.

1963 lehnte die Schweizerische Orthographiekonferenz mit allen gegen eine Stimme den Wiesbadener Vorstoss ab, der damit für absehbare Zeit erledigt schien. Bis in unsern Tagen die Frage erneut anhängig gemacht wurde: für totale Kleinschreibung im Mai 1970 durch Hans Nessler im deutschen Bundestag (vgl. Diskussion Deutsch 7/1972), für gemässigte Kleinschreibung durch Louis Wiesmann im Januar 1972 im Grossen Rat von Baselstadt.

In meiner Stellungnahme antworte ich zuerst auf vier oft genannte Einwände gegen die Substantivmajuskeln.

1. Die heutige Grossschreibung sei unnützer Ballast, ein skurriles Sonderzüglein des Deutschen. Die andern Sprachen kämen ohne sie aus, und sie ersparten sich damit eine Menge Schreibprobleme.

Wirklich? – Man hat ja mit den «andern Sprachen» meist das Französische und das Englische im Auge. (Achten Sie nun bei den folgenden drei Beispielen nur auf die Gross- oder Kleinschreibung der einzelnen Wörter.) Niemand zögert bei uns eine Sekunde, wenn er das Wort «Aussenminister» oder «Minister des Äußern» zu schreiben hat. Aber neulich fragte ich eine Gruppe von jungen Welschen, wie sie den Ausdruck «le M/ministre des A/affaires E/étrangères» schreiben würden. Es gab etliche Diskussionen, besonders über E oder é in «étrangères». Und wie schreibt man den entsprechenden Ausdruck «the M/minister of F/foreign A/affaires»? In der gemässigten Kleinschreibung scheint eine sehr einfache Regel zu herrschen: man gibt die Majuskel den Satzanfängen und den Eigennamen. Wie weit reicht der Begriff «Eigename»? In meinem Dekanatsjahr hatte ich viele Korrespondenzen zu führen, auch mit den Dekanaten in Neuenburg, Lausanne und Genf und einigen in Frankreich. Die Briefe, die ich bekam, hatten in der Regel folgende Anschrift: «Monsieur le P/professeur Studer, D/doyen de la F/faculté des L/lettres de l'U/université de Fribourg». In diesen Adressen gab es zwei feste Punkte: Studer und Fribourg waren immer grossgeschrieben. Bei der Initiale von P/professeur, D/doyen, F/faculté, L/lettres und U/université gab es kaum zwei übereinstimmende Briefe. Und was das Englische betrifft, so muss man sich eine Reihe von Buchtiteln ansehen oder in der Presse die Überschriften der einzelnen Zeitungsartikel durchgehen, um einen Begriff zu bekommen, welche Freiheit dort in bezug auf die Gross- und Kleinschreibung herrscht. Man nimmt das seelenruhig in Kauf.

2. Eine besondere graphische Kennzeichnung der Substantive sei schon darum abzulehnen, weil der Substantivbegriff sprachphilosophisch nicht eindeutig definiert werden könne.

Diesen Einwand halte ich für richtig. Vorgebracht werden dürfte er aber nur von Verfechtern der *totalen* Kleinschreibung. Denn

der Begriff «Eigenname» lässt sich nicht etwa besser abgrenzen, vielmehr schlechter, wie das Französische und das Englische täglich lehren.

3. Vom linguistischen Standpunkt aus lasse sich keine Extratour für eine einzelne Wortart bejahen. Die Grossschreibung der Substantive wolle (nach Glinz) graphisch unterscheiden, was sich phonetisch nicht begründen lasse. Die Grossschreibung sei «klangfremd».

Es wird da ein altes Problem in die Diskussion geworfen: Darf die Schrift, als visueller Sinn- und Mitteilungsträger, ein gewisses Eigenrecht beanspruchen (wie es in extremem Masse die englische Orthographie beansprucht)? Oder hat die Schrift ihr Daseinsrecht nur, soweit sie der graphische Reflex des Sprachklangs ist? Im zweiten Fall müssten alle Schriftsprachen, selbst das Italienische und das Spanische, ihre derzeitigen Schriftbilder aufgeben und zu einer streng phonetischen Transkription übergehen, mit einer Menge von diakritischen Zeichen. Schon die Ehrfurcht vor Schrifttexten, die, wie die Bibel oder Homer, für uns eine unersetzliche Überlieferung aufbewahren, ohne dass wir sie noch lautgerecht lesen können, sollte aber die Schrift davor bewahren, bloss als Spiegelbild des Sprachklangs hingestellt zu werden. «Klangfremd» wären im übrigen auch die Majuskeln der Eigennamen.

4. (Der häufigste Einwand) Unsere Grossschreibung sei ganz einfach zu schwierig. Der Lehrer wolle die Deutschlektionen endlich für Sinnvolleres verwenden dürfen. Auch ausserhalb der Schule kann man fast täglich hören, die Regeln der Grossschreibung seien für den Durchschnittsbürger zu kompliziert.

Sicher. Aber weshalb? Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich als Hauptschuldigen an diesem Zustand den Duden bezeichne. Vor hundert Jahren erschien er zum erstenmal (1871, als Hausorthographie für das Gymnasium in Schleiz). Zur orthographischen Bibel der Deutschschreibenden wurde er erst, nachdem Bayern, Österreich und die Schweiz die Beschlüsse der Preussischen Orthographischen Konferenz von 1901 gutgeheissen hatten. Diese Konferenz hatte (wie schon ihre Vorgängerin von 1876) die Grossschreibung nicht aufgegrif-

fen, weil sie ihr zu wenig umstritten schien. Und dies legt den Schluss nahe, im 19. Jahrhundert sei die Schule mit der Grossschreibung einigermaßen fertig geworden. Warum kann sie es jetzt nicht mehr? Weil der Duden nach 1901 seine Monopolstellung im deutschen Sprachgebiet, statt mit den Lehrern aller Stufen Fühlung zu halten, dazu missbrauchte, gerade auf dem Feld der Gross- und Kleinschreibung immer spitzfindigere Regeln zu ersinnen und nach und nach jeden Grenzfall zwischen Substantiv und Adverb einzeln festzulegen (Beispiel: «im dunkeln tappen», aber «im Dunkeln herumtappen»). Noch ärgerlicher waren die schroffen Kehrtwendungen. Einmal musste man in zwei Wörtern «Rad fahren», also mit grossem Rad, in der nächsten Auflage war nur noch «radfahren» richtig. Mit andern Worten: Das Malaise kam, weil der Duden nach 1901 in seinem kleinen Machtrausch das Mass des sprachlich Reglementierbaren überschritt.

Vor neun Jahren sprach sich, auf Vorschlag von Walter Heuer und Rudolf Hotzenköcherle, die Schweizerische Orthographiekonferenz dahin aus, es sei jedem freizustellen, ob er ein Grenzwort wie «A/acht» oder «R/recht» («ausser A/acht lassen», «R/recht haben») gross oder klein schreiben wolle. Es ist dagegen eingewendet worden, das erzeuge neue Unsicherheiten und schaffe die Probleme der Grossschreibung eben nicht aus der Welt. Auch darauf antworte ich: Es gäbe leider nur ein Mittel, das Problem ohne Rest zu lösen: die radikale Kleinschreibung, die Orthographie des Telegraphenapparates. Wer für die gemässigte Kleinschreibung wirbt, öffnet sogleich die Grenzzone zwischen Eigennamen und Appellativen, wo der Entscheid erfahrungsgemäss nicht leichter zu treffen ist als zwischen Substantiv und Adverb. *Aarebrücke* oder *aarebrücke* oder *Aare-brücke*? *st.-Alban-rhein-weg*? Wie denkt man sich hier die Regelung des sichern Wirrwarrs? Blicke nicht auch da nur ein breites Band des freien Ermessens?

Bis jetzt habe ich auf Argumente der Reformer zu antworten gesucht. Gibt es keine positiven Gründe für die Beibehaltung der Substantivmajuskeln? Doch, es ist schon ein ganzes Spektrum aufgezeigt worden,

vom Eigenwert der Tradition bis zur Kostenberechnung.

Auf die Kostenfrage haben an der Schweizerischen Orthographiekonferenz von 1963 die Delegierten des Schriftstellervereins und die Vertreter des graphischen Gewerbes hingewiesen: Der Übergang von der Gross- zur Kleinschreibung brächte uns ein jahre- oder jahrzehntelanges Nebeneinander von zwei Orthographien, was für Satz, Korrektur und Terminberechnung Unsummen verschlänge, zu schweigen von den Millionenwerten, die im Stehsatz investiert seien.

Ich fühle mich nicht kompetent, dieses Argument zu wägen, gestatte mir aber den Hinweis, dass Dänemark vor vierundzwanzig Jahren (1948) das finanzielle Risiko eingegangen ist.

Näher liegt mir eine andere Frage: Was geschähe mit den Werken unserer Schriftsteller von Luther bis Dürrenmatt? Engt man diese Frage auf die Klassiker ein (Was geschähe mit unsern Klassikern, wenn wir jetzt zur Kleinschreibung übergängen?), so hört man unfehlbar die Antwort, wir lassen den «Wallenstein» ja längst nicht mehr so, wie ihn Schiller habe drucken lassen; alle neueren Klassikerausgaben seien orthographisch modernisiert. Will man dann genau wissen, was inzwischen modernisiert wurde, so schrumpft die Änderung des Schriftbildes im wesentlichen ein auf die Ersetzung der alten *th* durch *t* (theuer, Reichthum, werth) – das war nämlich die wichtigste und fast einzige Neuerung der Orthographiereform von 1901. Ob aber die Werke Lessings oder Eichendorffs uns *deswegen* ferner gerückt sind? Es lohnt sich nicht, die Frage zu stellen.

Aber lohnend ist die Frage nach dem Ausmass der Verfremdung eines bestehenden Dichtertextes durch Kleinschreibung. Dabei fällt die simple statistische Berechnung, durch die gemässigte Kleinschreibung würde im Mittel jedes fünfte Wort verändert, und zwar sichtbar, schon ernstlich ins Gewicht. Einige Zuhörer werden sich erinnern, wie heftig manche Schriftsteller auf Vorschläge reagierten, die nach ihrer Meinung eine Nivellierung des deutschen Schriftbildes herbeizuführen drohten. Hermann Hesse wagte sogar den Ausdruck «Verarmung der Sprache und des Sprachbildes». Wenn man diese Aussage zum Nennwert nehmen

darf, so wäre, gerade im Fall der Grossschreibung, das Opfer einer Reform nicht nur die Schrift, sondern die deutsche Sprache selber.

Der Philologe, der in seiner eigenen Zunft auf den hundertjährigen und schliesslich gescheiterten Versuch zur Einführung der gemässigten Kleinschreibung zurückblickt, darf sich die Frage wohl durch den Kopf gehen lassen, ob mit den Substantivmajuskeln nicht bloss die Orthographie, sondern vielleicht unsere neuhochdeutsche Schriftsprache betroffen sei. Ich habe schon angedeutet, dass der Hauptgestalter dieser Schriftsprache, Luther, in seiner Bibelübersetzung von den Eigennamenmajuskeln (1522 NT) über die emotionale Grossschreibung sinn-schwerer Nomina (1523 AT) schliesslich zur Grossschreibung fast sämtlicher Substantive sich fortreissen liess. Welche Weichen hat er damit gestellt? Es gibt noch keine Geschichte des deutschen Stils, nur Einzeluntersuchungen; aber ich vermute, der Einfluss der Lutherbibel auf den neuhochdeutschen Prosastil sei nicht leicht zu überschätzen, wenn man bedenkt, dass die aus Luther abgezogene deutsche Schulgrammatik von Johannes Clajus selbst an den Jesuitengymnasien verwendet wurde. Wie nun, wenn im 17. und 18. Jahrhundert deutsche Prosaisten ihren eigenen Stil so fortgebildet hätten, dass sie am visuellen Geländer der Substantivmajuskeln syntaktisch immer kompliziertere Sätze zu bauen wagten? Rudolf Hotzenköcherle hat diese Vermutung ausgesprochen und an einer Reihe von Beispielen gezeigt, wie verschachtelt der heutige deutsche Satzbau ist im Vergleich nicht nur mit dem mittelhochdeutschen, sondern beispielsweise auch mit dem französischen und mit dem schwedischen Satzbau.* Ich füge bei: im Vergleich auch mit dem dänischen Satzbau, was zur Vorsicht mahnt gegenüber dem jetzt landläufigen Argument, das Dänische habe den neulichen Übergang zur Kleinschreibung ohne viel Wehen überstanden. Was er mit

* Grossschreibung oder Kleinschreibung? Bausteine zu einem selbständigen Urteil, in: Die deutsche Rechtschreibreform, Stuttgart (Klett) 1955, S. 30–49. Im selben Heft S. 5–29: Hugo Moser, Rechtschreibung und Sprache. Von den Prinzipien der deutschen Orthographie.

dem verkorksten deutschen Satzbau meint, illustriert Hotzenköcherle u. a. mit folgendem Vergleich:

un enfant enveloppé de plusieurs couvertures très lourdes

ein in mehrere sehr schwere Decken eingewickelter *Kind*

Das französische Beispiel macht den Eindruck einer sehr logischen Gedankenführung:

1. Wer? – *un enfant*; 2. Was? – *enveloppé*; 3. Womit? – *de plusieurs couvertures*, und als 4. folgt die genauere Beschreibung des Mittels. Nehmen wir einmal an, hier liege eine auf das rasche Verstandenwerden ideal ausgerichtete Wortfolge vor, und bezeichnen wir die französischen Wörter der Reihe nach mit 1 bis 8, dann hat das deutsche Parallelbeispiel folgende Anordnung:

1 – 4 – 5 – 7 – 8 – 6 – 3 – 2.

Ich räume ein: In der Frage, weshalb unser Satzbau so geworden ist und ob wirklich die Substantivmajuskeln dafür die Voraussetzung schufen, ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Bevor wir aber den Sprung in die Kleinschreibung wagen, möchte ich wünschen, dass man einmal versuchsweise deutsche Prosawerke, wie die Hamburgische Dramaturgie, die Wahlverwandtschaften, den Grünen Heinrich, den Witiko und Fontanes Effi Briest, auch Musils Mann ohne Eigenschaften und Frischs Tagebuch, in Kleinschrift umsetze, um zu prüfen, wie gut sie sich in diesem Gewand noch lesen lassen. Ich glaube nämlich, dass wir seit langem unser Auge daran gewöhnt haben, anspruchsvolle Wortfolgen mit Hilfe der Substantivmajuskeln zu gliedern, und dass wir beim lauten Lesen den Satzakzent mit Vorliebe auf die «Hauptwörter» legen. Und ich glaube ferner, dass wir einen deutschen Prostil unter den Bedingungen der Kleinschreibung erst noch entwickeln müssten. Von der germanistischen Fachliteratur her bin ich das Lesen kleingeschriebener Texte gewohnt. Unter den kleinschreibenden Germanisten könnte ich aber keinen einzigen den Studenten als stilistisches Vorbild empfehlen. Auch Jacob Grimm nicht: wie mühsam liest er sich im Vergleich zu seinem Bruder Wilhelm!

Zusammenfassend: Die deutsche Orthographie scheint mir leichter erlernbar zu sein als die französische oder die englische.

Ideal ist sie natürlich nicht. Das Schwierigste und Inkonsequenteste an ihr ist die Wiedergabe der langen Vokale (*dir/vier/Vieh* – *geben/stehlen/leer* – *Tod/Ohr/Moos*). Weniger strapazierend, dafür völlig sinnlos ist der Wechsel von *v* und *f* (*vor/für*). Die Grossschreibung aber ist zu sehr mit syntaktischen und stilistischen Hypothesen belastet, als dass man sie durch ein blosses Dekret verabschieden könnte.

Wer die Hoffnung nährt, der Übergang zur gemässigten Kleinschreibung würde die Handhabung der Majuskeln problemlos machen, mag einen Blick in den *Guide du Typographe romand* werfen: Dort füllen die 43 Hauptregeln für das Grossschreiben samt Nebenregeln und Ausnahmen immerhin 17 Druckseiten. Lohnte eine solche «Erleichterung» die durchgehende Verfremdung des bisherigen deutschen Schriftbildes? Denkt man zudem an das Vermächtnis unserer Poesie, die seit Grimmelshausen ihren Stil unter der Geltung der Substantivmajuskeln entwickelte und ein Anrecht hat, unter dem Gesetz ihrer Entstehung nachgedruckt zu werden (oder wollte man es wagen, Partien, die durch Kleinschreibung missverständlich werden, stilistisch zurechtzurücken?), so muss man, wie ich glaube, einen andern Ausweg aus dem jetzigen Malaise suchen. Nicht die derzeitige Regelkasuistik ist zu schützen, sondern eine *praktikable* Art der Grossschreibung. Man sollte ihr erlauben, mit einfachen Regeln auszukommen, indem man sie im berüchtigten Randgürtel der Grenz- und Zweifelsfälle liberalisiert.

Dieser Vortrag von Prof. Eduard Studer, gehalten an der Jahresversammlung des Sprachvereins, ist in der Zeitschrift «Sprachspiegel», Heft 3, 1972, erschienen.